

1992

Namen und Identitäten: Zur Krise der DDR-Forschung

Stephan K. Schindler
Washington University

Follow this and additional works at: <https://newprairiepress.org/gdr>



This work is licensed under a [Creative Commons Attribution-Share Alike 4.0 License](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Recommended Citation

Schindler, Stephan K. (1992) "Namen und Identitäten: Zur Krise der DDR-Forschung," *GDR Bulletin*: Vol. 18: Iss. 2. <https://doi.org/10.4148/gdrb.v18i2.1059>

This Article is brought to you for free and open access by New Prairie Press. It has been accepted for inclusion in *GDR Bulletin* by an authorized administrator of New Prairie Press. For more information, please contact cads@k-state.edu.

Namen und Identitäten: Zur Krise der DDR-Forschung

Stephan K. Schindler, Editor
Washington University

Als neuer, zwischenzeitiger Herausgeber des *GDR Bulletins* scheint mir zugleich die unmögliche Aufgabe zuzufallen, mich von dem Namen dissoziieren zu müssen, unter dem ich meine Tätigkeit beginne. Da die DDR als Staat nicht mehr existiert, wie komme es, daß die Zeitschrift noch ihren Namen trage? So zynisch wie diese Anfrage eines westdeutschen Subskribenten klingt, ist sie nicht; der politischen Auflösung der DDR fallen nämlich zunehmend auch dessen BürgerInnen und ihr kulturelles Erbe zum Opfer, indem sie namenlos (gemacht) werden. Folgt man der Geschichte der westlichen Etikettierung für jenes Territorium östlich der Elbe, dann gab es die DDR ja auch nie: die SBZ, die "DDR", Ost-Deutschland, Drüben, der Osten, die Ex-DDR, die FNL. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, eine gewisse Kontinuität in der degradierenden Benennung zu sehen: dem anderen Deutschland wurde und wird das Recht abgesprochen, die eigene(n) Identität(en) zu bezeichnen. Solange es real-sozialistisch war, konnte es weder deutsch, demokratisch noch republikanisch sein, da der Westen Monopolansprüche auf diese Attribute erhob; seit der östlichen Ausdehnung der Bundesrepublik gilt "DDR" oft nur noch als Synonym für deutschen Stalinismus, Stasi-Staat oder durch Mißtrauen und Kollaboration beschädigte Individualität. Identitätsverleugnung und Fremdbeschriftung charakterisierten vierzig Jahre lang aber auch den dominanten westlichen Umgang mit den BürgerInnen der DDR, die zunächst vergessen wurden und heute wieder bevormundet werden.¹ Während frühere TV-Wetterkarten oft ein halbes Deutschland, ein halbes Berlin zeigten, um u.a. den DDR-ZuschauerInnen klar zu machen, daß sie erst im Westen Aussicht auf staatliche, regionale oder urbane Identität hatten,² werden jetzt sogar subversive DDR-BürgerInnen ihres politischen Handelns enteignet: der Fall der Mauer sei nicht ihnen, sondern der politischen Vernunft Helmut Kohls oder gar George Bushs zuzuschreiben. Solche Strategien der selbstgerechten Machtdiskurse, die die liberale Revolte zur konservativen "Wende" transformierten, um insbesondere das intellektuelle Aufbegehren an der alten wie aber auch der neuen Weltordnung mundtot zu machen, haben spätestens seit der Woge feuilletonistischer Peinlichkeiten à la Schirmmacher und Greiner auch Eingang in die Literatur- und Kulturkritik gefunden.³ Das Gerangel um Christa Wolf bildete den Auftakt zur

kategorischen Abrechnung mit der historischen wie zeitgenössischen Kultur der DDR: Texte, Filme oder Kunstobjekte werden zunehmend nach dem politischen Standort ihrer Produzenten innerhalb des Systems bemessen; Stasi-Akten und dadurch evozierte Selbstrechtfertigungen werden zu hermeneutischen Leseanleitungen; die publizierbare, aber auch die alternative Kultur werden pauschal als staatliche Inszenierungen abgetan; schließlich gelten Intellektuelle, die sich gerade gegen die Liquidierung der DDR-Kultur durch die journalistische Hetze wehren, als unverbesserliche Mitschuldige. Auch wenn es sich bei solchen opportunistischen Kehrtwenden vermutlich nur um eine vorübergehende Zeiterscheinung handelt, sind die erschreckenden Folgen der gegenwärtigen Klassifikation, Abschaffung oder Aufsaugung der Kultur des anderen Deutschlands nicht abzusehen. Allerdings macht schon jetzt ein Blick auf die drastisch reduzierten Stellenangebote mit Schwerpunkt DDR-Kultur deutlich, daß auch in den USA der DDR-Forschung institutionell keine große Zukunft eingeräumt wird. Vor diesem Hintergrund müssen sich die MitarbeiterInnen des *GDR Bulletins* um den Fortbestand der Zeitschrift unter diesem Namen sorgen. Deshalb möchte ich die LeserInnen zu einem Dialog einladen, der nicht mit einem verzweifelten Plädoyer gegen das Unabwendbare sondern mit einer Reihe von Thesen für einen Neubeginn anfängt. Es geht dabei weniger darum, die Einzigartigkeit der DDR-Kultur zu postulieren, die nicht anders als mit diesem Namen zu bezeichnen ist und sich vielleicht als einzige deutschsprachige Kultur bei aller Heterogenität zeitlich und räumlich namentlich identifizieren läßt.⁴ Auch sollen nicht die Einzelheiten des deutsch-deutschen Kulturenstreites noch einmal aufgerollt werden, der in den USA bereits vielfältig analysiert wird.⁵ Vielmehr wird die im Zentrum der Debatte stehende Identifizierung von Autor und Text, von historischem Subjekt und diskursiver Aktivität auf ihre theoretische Fundierung bezogen, um einige Lesestrukturen aufzuspüren, die zu den andauernden (z.T. auch germanistischen) Fehlleistungen beigetragen haben könnten.

In vierzig Jahren westdeutscher Rezeption von DDR-Literatur hat sich auch ein Lesen etabliert, welches diese Texte hauptsächlich aus ihrem politischen Kontext heraus versteht,⁶ wofür auch ein profitorientierter Buchmarkt gesorgt hatte, der das Verbot eines Textes in der DDR zum Qualitätskriterium erhob. Abgesehen davon, daß zu fragen wäre, inwiefern Texte gerade im Hinblick auf

die Erwartungshaltung der westdeutschen Leserschaft publiziert wurden, führte die politische Inanspruchnahme von ästhetischen Produkten zu einem Repräsentationsmodell, das Texte einseitig nur nach ihrem geopolitischen Gehalt beurteilt. Für westliche LeserInnen blieben aber nicht nur die dargestellte Perspektive auf eine unerfahrbare und an sich fremde Wirklichkeit, sondern auch die Entstehungsbedingungen von Meinungsbildung, Schreibversuchen oder literarischer Kommunikation innerhalb der DDR weitgehend im Dunkeln. Folglich wurden DDR-Texte oft vor dem Hintergrund der eigenen (Vor)urteile über die andere deutsche Gesellschaft gelesen und auf dissidentische bzw. affirmative Positionen gegenüber diesen Vorstellungen reduziert. Widerspruchsvolle Metaphern, irritierende Metonymien oder abwegige Historien ließen sich so schnell wieder kontextualisieren, der Schlüssel zur Interpretation schien unfehlbar zu sein. Dieses Verfahren bringt es nun mit sich, daß die erneute Lektüre der gleichen Texte nicht etwa den Wahrheitsanspruch der Kritik, sondern die Texte selbst revidiert, was Heiner Müller pointiert so beschreibt:

Früher wurden sie gelesen als Beweis, daß auch in der DDR ein paar intelligente Menschen begriffen haben, daß dieses System nicht funktioniert - also als dissidentische Texte. Heute werden sie als affirmative Texte denunziert.⁷

Daß Literatur sowohl dissidentisch als auch gleichzeitig affirmativ sein kann, läßt die westdeutsche Kritik allerdings nicht zu. Nach dem Entweder-Oder-Prinzip wird in Texten weiterhin unter Ignorierung der poetischen Struktur des Signifikanten das Transparente gesucht, der eindeutige Sinn der politischen Vernetzung. Die Polyvalenz von Literatur transformiert dann zu einer Strategie des Betrugs an den LeserInnen. Nicht die Kritik hat sich geirrt, die AutorInnen haben "gelogen". Dieses Urteil gründet auf der interpretatorischen Arbeit an anderen Texten, nämlich den biographischen. Damit befindet sich die Kulturkritik völlig im Rahmen der hermeneutischen Tradition. Den Texten vom Prenzlauer Berg, von Christa Wolf u.a., oder besser gesagt den SchriftstellerInnen, widerfährt das Gleiche, was schon an Nietzsche, Benn, Brecht oder Böll exerziert wurde, denen vorgeworfen wurde, daß ästhetischer und biographischer Text nicht kongruieren. Auch im Vordergrund germanistischer Aufarbeitungen der DDR-Literatur steht zur Zeit die Rekonstruktion der Biographien von "real existierenden, sozialistischen" AutorInnen und *nicht* die Analyse ihrer Texte, denn

letztere sollen nur noch das verfehlte Leben verifizieren, indem sie zu Monumenten dessen erhoben werden, was die AutorInnen verschwiegen, also auch nicht geschrieben haben.⁸ Damit wird selbst die biographistische Interpretation in ihrem Bemühen um den *Text* auf eklatante Art verkehrt. Zwar haben die Relektüre Heideggers und die Affäre um Paul de Man (Ähnliches wurde bezeichnenderweise vierzig Jahre lang nicht in der BRD initiiert) die totgesagte Biographie des Autors wieder in die Textre-/dekonstruktion hineingeholt, was aber nicht bedeuten kann, daß literarische, kritische oder philosophische Produkte lediglich das Leben oder Bewußtsein ihrer Produzenten "widerspiegeln". Die Begrenzung eines Textes auf politische, historische oder biographische Subtexte, die die Rezeption selbst schreibt und als Repräsentation der Intentionalität der AutorInnen ausgibt, kann nämlich nicht den Widerspruch aushalten, der sich zwischen faschistischer, stalinistischer oder opportunistischer Gesinnung eines Produzenten/einer Produzentin und dem möglichen kritischen (vielleicht aber nicht aufklärerischen) Potential ihrer Produkte auftut, was für die Literatur mit ihrer konstitutiven Ambivalenz gegenüber herrschenden diskursiven Formationen von "Wirklichkeit" noch mehr zutrifft. Gerade die Rückbindung von ästhetischen Texten an ihren als Wahrheitsgaranten gedachten Entstehungsort unterminiert zudem jene begrenzte Freiheit der LeserInnen, sich einer (un)bekanntem Aussage oder dem außerhalb der poetischen Sprache Unsagbaren anzunähern, von der er/sie vor der Konfrontation mit dem Text nichts weiß bzw. vielleicht gar nichts wissen will. Die kausalistische Referenzbildung schiebt zumeist nur den AutorInnen zu, was die LeserInnen nicht verantworten wollen, denn anstatt das eigene Lesen kritisch zu hinterfragen, wird der Politik des Eigennamens weiter aufgesessen und diese sogar verdoppelt, indem man die AutorInnen mit "ihrem" Staat gleichsetzt.

Das methodische Vorgehen der vorherrschenden westdeutschen Literaturwissenschaft ist noch in anderer Hinsicht äußerst fragwürdig, wenn sich diese nämlich auf das Habermas'sche Konzept der literarischen Kommunikation im Rahmen bürgerlich-kritischer Öffentlichkeitstrukturen stützt. Läßt man einmal beiseite, daß die Organisation von Öffentlichkeit und poetischem Diskurs in der DDR auf anderen Bedingungen als im Westen basiert, so stellt sich prinzipiell die Frage nach dem zweifelhaften heuristischen Wert des Konzepts. Das "unvollendete Projekt der Moderne" verfehlt sich nämlich laufend selbst und kann diskursive

Aktivitäten im bekannten wie im fremden Terrain nicht adäquat erfassen, "solange der kommunikativ reformierte Vernunftbegriff den Ausgangspunkt bildet"⁹. Denn wie soll das uneingelöste Versprechen aufgeklärter Humanität und selbstbestimmter Individualität zum Beurteilungsmaßstab der Kultur der östlichen Brüder werden, wenn es noch nicht einmal die westlichen Schwestern und Minderheiten einschließt; wie sollen durch Vernünftigkeit legitimierte Sinnggebung oder gar die Autorität des besseren Arguments einen Dialog einleiten, der zugleich alle jenen schon ausschließt, die sich diesen Regeln verweigern (was u.a. die Schwierigkeiten mit dem Prenzlauer Berg beweisen); und wie soll schließlich ein tradierter Begriff von Geschichte und Volkssouveränität ausgerechnet jene Ereignisse der "Posthistoire" erklären, die schon im politischen Bereich keinen Sinn ergeben, wenn man sie auf der Folie des historischen Fortschrittsphantasmas beurteilt (man denke an das inhärente faschistische Potential der osteuropäischen Volksbefreiungen, das Verdrängen des Nationalsozialismus in der BRD oder die konservative Umschrift der Ereignisse von 1989). Läßt man sich auf das Argument ein, daß die DDR-Kultur mit derartigen Kategorien nicht "verstehbar" ist, dann entscheidet sich die Frage nach dem deutsch-deutschen Kulturenstreit am anderen Ort. Mit der Verschränkung von Politik und Ästhetik in der DDR hat nämlich die wiederbelebte Diskussion um die Beziehung von "Geist" und "Macht", der aus singular gesetzter Autorschaft abgeleitete Werkcharakter von Texten oder die Ersetzung ausgedienter Autorität durch eine sich selbst rechtfertigende Vernunft wenig zu tun. Vielmehr bergen bestimmte Entwicklungen bzw. Abwicklungen der westdeutschen Theoriediskussion das Dilemma in sich, mit all dem nicht umgehen zu können, was sich der Stringenz der eigenen Normativität entzieht.

Die spätestens seit der französischen/amerikanischen Dezentrierung des Subjekts in die Literaturtheorie eingebrachte Abtrennung der Sprach- oder Kunstprodukte von ihren vermeindlichen Schöpfern, die Differenzierung von Text und Diskurs, die institutionelle, geschlechtliche, ethnische, etc. Lokalisierung des Ausgesagten oder die Demaskierung der Macht in idealistischen Konzepten wie Sinn, Geschichte, Aufklärung oder Konsens sind in den letzten 20 Jahren in der BRD von der kritischen Hermeneutik und ihrer einseitigen Moralisierung von Sprechakten erfolgreich ignoriert, bekämpft, verschoben oder institutionell ausgegrenzt worden.¹⁰ Solcher

Beharrlichkeit gegenüber theoretischen Innovationen ist es zu verdanken, daß auch im universitären Bereich (vom Kulturbetrieb ganz zu schweigen) paradigmatische Strukturveränderungen innerhalb der "Geistes-"wissenschaften nicht stattfinden. Es nimmt deshalb auch nicht wunder, wenn binäre Oppositionen der politischen Standortbestimmung der AutorInnen, Subjekt-Sprechakt-Referenzen oder die historische Eingrenzung des gerade nicht mehr im herkömmlichen Sinne Historisierbaren (oft in der Platttheit von Ursprungsstrukturen) zu wesentlichen Standards wissenschaftlicher Kommunikation über DDR-Texte zählen. Wenn innerhalb dominanter westdeutscher Theoriebildungen an einem Subjektbegriff festgehalten wird, demzufolge die Signifikation letztlich vom Sinnvermeinen des historischen Subjekts beherrscht wird, kann von einer Ausdifferenzierung der Diskurse nicht die Rede sein.¹¹ Wo andere sich auf die Subversion des Subjekts, die Mechanismen der Intertextualität, die Polysemie der Schrift, die Grenzziehung des Schreibbaren durch den Diskurs aber auch dessen Irritation durch das Geschriebene, auf irreduzible Ansprüche der Kunst oder den Simulationscharakter "realer" Interaktion einlassen, errichten geschichtsphilosophisch orientierte Hermeneuten idealistische Schutzwälle gegen ein erweitertes Verständnis des Ästhetischen.¹² Das wäre weiter nicht tragisch, wenn dabei nicht zugleich jede pluralistische Meinungsbildung unterbunden würde. Der inflationäre Gebrauch des Begriffs "Stalinismus" zur Denunzierung des Unbequemen an der DDR-Kultur¹³ hat nämlich in der BRD einen Vorläufer. Gerade den mit dem Präfix "post" etikettierten Theorien begegnen einflußreiche Meinungsbilder in der BRD mit dem Faschismusvorwurf: auf diese Weise relativierte Martin Walser bereits 1970 Rolf Dieter Brinkmanns von Leslie Fiedler übernommene postmoderne Rationalitäts- und Kulturkritik,¹⁴ während Manfred Frank die letzten zwölf Jahre damit verbrachte, den Poststrukturalismus mit dem Hinweis auf seinen latenten Faschismus zu diskreditieren, was er bezeichnenderweise mit der Wiederholung des gleichen Textes untermauerte.¹⁵ Diese Kongruenz von Stalinismus- und Faschismusvorwürfen in Leseanleitungen bezieht sich weniger auf die historische oder strukturelle Analyse von Herrschaft und Schrift, sondern resultiert aus ihrer funktionalen Verwendung durch Kritiker mit dem gleichen Ziel: das unbehinderte Lesen gerade von dem abzuschaffen, das der eigenen Rationalität entgegensteht. Solche politischen Verurteilungen von Texten schaffen nämlich in der BRD regelrechte

Leseverbote und dabei besteht kein Unterschied, ob sie stalinistisch oder faschistisch genannt werden, da der westdeutsche Gebrauch beider Ausdrücke mit dem Verdrängten und dem Zuverdrängenden spekuliert.

Schließlich wäre es überlegenswert, ob DDR nicht doch für mehr steht, als seine intellektuelle Abschaffung zur Zeit suggeriert. Bereits im Jahr nach dem Fall der Mauer gab die DDR-Bürgerin Helga Königsdorf selbst den Namen DDR für ihr Land auf und hielt zugleich daran fest, *nicht* bundesrepublikanisch zu sein:

Was bleiben wird, sind wir, die Menschen in diesem Territorium. Ohne den Ort zu verändern, gehen wir in die Fremde. Heimat aufgeben kann eine lebenswichtige Operation sein. Doch immer, wenn das Wetter umschlägt, werden wir einander ansehen, lange noch, und diesen Schmerz empfinden, diese Vertrautheit, die keiner sonst versteht.¹⁶

So vermessen dieser Anspruch auf exklusives Anderssein auch klingen mag, es wird tagtäglich von Millionen Deutschen "östlich der Elbe" gelebt, die sich vielleicht - insbesondere bei der derzeitigen Anschlußpolitik - nur noch mittels einer widerspenstigen Kultur artikulieren können. In dem Moment, wo Stasi-Akten zum zweiten Mal und erneut gegen kritische Geister eingesetzt werden, können sich die Betroffenen nur durch eine andere "Ästhetik des Widerstandes" gegen den kolonialistischen Zugriff aus dem Westen wehren, der nicht nur seine wirtschaftlichen und sozialen Versprechen nicht halten werden kann, sondern auch unfähig ist, das Identitätsvakuum zu füllen, das er selbst mitproduziert. Es käme vielleicht darauf an, daß auch Westdeutsche ihre philosophische, historische und kulturelle "Heimat" einmal aufgeben, um sich dem Fremden, dem Nichtkonformen, dem Anderen annähern zu können, denn solange arrogante Selbstgewißheit der Maßstab im Umgang mit anderen wie eigenen Kulturen ist, könnte das deutsche Trauerspiel, welches schon lange kein Spiel mehr ist, endlos weitergehen. Aus diesen, eingestandermaßen grob skizzierten, Thesen ergeben sich vielfältige Ansätze einer neuen Hinwendung zur historischen wie gegenwärtigen DDR-Kultur. Im Sinne von Deleuze/Guattari könnte diese als "kleine Literatur" verstanden werden, als "deterritorialisertes" poetisches Sprechen, das zwar in kollektive Aussageformationen verstrickt ist, aber sich zugleich nicht auf die Identifikation mit Staatssprachen reduzieren läßt.¹⁷ Für die noch bevorstehende Wiederentdeckung der DDR-Kultur

könnte das *GDR Bulletin* ein Forum sein, privilegiert durch seine lokale Bestimmung, weit weg vom deutsch-deutschen Gezanke und offen für Relektüren von Texten und Forschung. Einen Weg in diese Richtung hat bereits der bisherige Herausgeber Thomas C. Fox durch sein unermüdliches Engagement gebahnt. Für seine hervorragende Arbeit an der Zeitschrift möchte ich ihm an dieser Stelle auch im Namen des Department of Germanic Languages and Literatures der Washington Universität in St. Louis danken.

¹ Vgl. dazu den sarkastischen Bericht von Michael Rutschky, "Nachrichten aus dem Beitrittsgebiet", *Merkur* 46.6 (1992): 465-480.

² Vgl. Ulrich Schacht, "Der verstellte Rückweg. Poesie und Identität im geteilten Deutschland", *Sprache im technischen Zeitalter* 30 (1992): 110.

³ Dazu Alexander Stephan, "Ein deutscher Forschungsbericht 1990/91: Zur Debatte um das Ende der DDR-Literatur und den Anfang einer gesamtdeutschen Kultur", *The Germanic Review* LXVII.3 (1992): 126-134; Etappen des Streites sind bereits dokumentiert in: "*Es geht nicht um Christa Wolf*" - *Der Literaturstreit im vereinten Deutschland*, hg. von Thomas Anz (München: edition spangenberg, 1991).

⁴ Man denke nur an die weitaus namenreichere Kultur Weimars oder an die schon räumlich nicht fixierbare Exilliteratur, ganz zu schweigen von der westdeutschen Ausweitung des Begriffs "Deutsche Literatur", der z.T. AutorInnen aus Österreich oder der Schweiz einschließt.

⁵ Im Gegensatz zur westdeutschen Abrechnung mit der DDR-Kultur gibt es in den USA weitaus differenziertere Ansätze. Vgl. dazu die Artikel im letzten *GDR Bulletin*, sowie das Symposium "The Literature of the German Democratic Republic. An Assessment in 1990", abgedruckt in *German Studies Review* XIV.2 (1991): 293-365 und das Themenheft "The End of GDR Literature", *The Germanic Review* LXVII.3 (1992), um nur die jüngsten Publikationen zu nennen.

⁶ Zur Kontextualisierungsmethode in der deutschen und amerikanischen Rezeption von DDR-Literatur siehe David Bathrick, "The End of the Wall. Before the End of the Wall", *German Studies Review* XIV.2 (1991): 297-311.

⁷ Heiner Müller, "Zehn Deutsche sind dümmer als fünf", *Neue Rundschau* 103.2 (1992): 69.

⁸ So in der gesamten Diskussion um das Versagen der Intellektuellen, in der sich Konservative und ehemalige Linke die Hand geben, vgl. als prominentes Beispiel dazu Bernd Witte, "Johannes R. Becher. Der Verrat der Intellektuellen", *Neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte* 39 (1992): 408-418.

⁹ Colin B. Grant, "Öffentlichkeit - Diskurs - Kommunikation. Ein Interview mit Robert Weimann", *Weimarer Beiträge* 37.8 (1991): 1158.

¹⁰ Es sei hier nur auf Jürgen Habermas und Manfred Frank verwiesen, deren Schweigen oder sich

rückwendendes Argumentieren diesen Formen eines "anderen" Denkens und Schreibens die Existenzberechtigung entzieht. Von der erschreckenden Blindheit der bundesrepublikanischen Wissenskultur gegenüber feministischen, postkolonialen und multikulturellen Denkmodellen ganz zu schweigen.

¹¹ Vgl. Grant (1991): 1161f.

¹² Es ist schon absurd, wenn die Kritik an Jauss, Szondi, Habermas und Frank hauptsächlich von Karl Heinz Bohrer, "Die Ästhetik am Ausgang ihrer Unmündigkeit", *Merkur* 44 (1990): 851-865, kommt, was das Fehlen anderer Denkrichtungen in der BRD nur umso evidentere macht.

¹³ Vgl. dazu Marc Silberman, "Whose Revolution Was It? Stalinism and the Stasi in the Former GDR", *GDR Bulletin* 18.1 (1992): 21-28.

¹⁴ Vgl. Martin Walser, "Über die Neueste Stimmung im Westen", *Kursbuch* 20 (1970): 36.

¹⁵ Franks gerade erschienene Rezension von Deleuze/Guattaris *Tausend Plateaus* in: *Die Zeit* 38 (11. Sept. 1992): 74-75 wiederholt teilweise wörtlich seine Attacken der ersten Rezension des *Anti-Ödipus* in: *Fugen. Deutsch-Französisches Jahrbuch für Text-Analytik*, hg. von Manfred Frank, Friedrich A. Kittler, Samuel Weber (Olten: Walter, 1980): 269-287.

¹⁶ Helga Königsdorf, *Adieu DDR. Protokolle eines Abschieds* (Reinbek: Rowohlt, 1990): 9.

¹⁷ Vgl. Gilles Deleuze/Félix Guattari, *Kafka. Für eine kleine Literatur* (Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1976).